Haus und Welt

Unter dem Herzen der Mütter

Unter dem Herzen der Mütter haben wir alle geruht.
Durch die Herzen der Mütter fließt die ewige Flut.

Ewige Flut des Lebens, nicht im Menschen allein,
auch in dem Tier und der Pflanze, ja in Erde und Stein.

Dumpf in den schweren Dingen, die sie dunkel umkreist,
immer lichter sich läuternd auf zu Güte und Geist.

Bis sie im höchsten Bereiche von sich das Irdische streift,
in die Gottheit mündend selber zum Göttlichen reift.

Durch die Herzen der Mütter fließt die ewige Flut.
Unter dem Herzen der Mütter haben wir alle geruht.

Der König streikt . . .

Eines schönen Tages, als der Kanzler gerade dabei war, dem König Vortrag zu halten über die laufenden Geschäfte:

„... vor der Audienz, die Ew. Majestät morgen dem italienischen Gesandten gewähren werden, sind außerdem noch zu empfangen: der türkische Gesandte, der neuernannte Geschäftsträger Mexikos und...“

... wandte der König ihm das finstere, blasse Antlitz zu und brach unerwartet in die Worte aus: „Hm, ich will Ihnen mal etwas sagen: mag sie alle der Teufel holen!“

„Aber, Majestät! ich möchte mir nur den ergebensten Hinweis gestatten, daß mit dem italienischen Gesandten eine sehr wichtige Auseinandersetzung über den neuen Handelsvertrag bevorsteht...“

„Ist mir ganz egal!“ sträubte sich der König. „Bleiben Sie mir endlich vom Halse mit Ihren Konferenzen und Verträgen! Nicht von weitem will ich sie mehr sehen! Keine Empfänge, kein offizielles Frühstück, keine Ansprachen! Genug, genug, genug! Ich danke!“

Der Kanzler verneigte sich ehrerbietig.

„Ganz Ew. Majestät ergebenster Diener! Was geruhen Ew. Majestät nunmehr zu befehlen?“

„Nischt!... Keinerlei Befehle! Diese ewige Befehlerei hängt mir ja direkt zum Halse raus! Ich werde jetzt von euch gehen, mich in irgendeinen einsamen Wald zurückziehen und dort in einer kleinen Hütte still und zufrieden für mich hinleben, denn das Wenige, was ich zur Nahrung brauche, wird mir wohl der Wald an Beeren und ein freundlicher Bach an Fischen spenden. Ach, wenn du wüßtest,“ schwärmte der König, dabei unwillkürlich auf das vertraute „Du“ übergehend, „wie lange ich mich schon nach solcher Einsamkeit sehne!“

„Wie Majestät befehlen. So darf ich also die Reise ausarbeiten und das Auto bereitstellen lassen?“

„Auto —?! Das fehlte gerade noch! Merkwürdige Menschen seid ihr doch, wahrhaftig! Nein, das Einzige, was ich wirklich befehle, das ist, daß man mich unterwegs gefälligst ungeschoren läßt, mir keine Hurras ins Gesicht brüllt und mich auch nicht mit irgendwelchen Dienstfertigkeiten belästigt. Es soll strengstens befohlen werden, mich als einfachen Bauersmann anzusehen. Und laß mir einen Rucksack richten und einen kräftigen Wanderstab!“

„Wie Majestät befehlen. Allerdings könnten Rucksack und Wanderstab leider erst gegen Abend bereitgestellt werden.“

„Gegen Abend erst? Wieso dauert das denn so lange?“

„Nun, immerhin... für den Rucksack würde ich Lyoner Seidensammet als Grundmaterial ergebenst in Vorschlag bringen, mit Seide abgefüttert und mit Brokat verbrämt, zwischendurch vielleicht einige bescheidene Perlenornamente. Für den Wanderstab aber empfehle ich Rosenholz von Cypern, mit einem goldenen Knauf, über den sich vielleicht einige Brillanten oder Smaragden verstreuen ließen...“

„Nun, Freund, habe ich aber tatsächlich genug von Dir! Und wenn Du diese Dummheiten da wirklich machen solltest, so schmeiße ich deinen Rucksack und Rosenholzstecken zum Fenster hinaus und gehe einfach ohne alles meiner Wege“

*

Es war noch früh am Morgen, als der König, in Bauerntracht gekleidet, aus dem Schloßhof trat und den Weg gen Osten nahm. Nachdem er eine Weile gegangen war, schwenkte er seitwärts vom Wege ab und wanderte wohlgemut querfeldein, immer der Nase nach. Ein einzigesmal nur während dieser Wanderung begegnete er einem Manne, der auf dem Felde arbeitete, und als er des Königs ansichtig ward, den Mund vor Staunen aufriß und richtige Stielaugen bekam.

„Was starrst Du mich denn so an?“ fragte ihn der König stirnrunzelnd. „Weißt Du denn etwa, wer ich bin?“

„Hm... wer Sie sind? Nu, wie man sieht, ein einfacher Bauer, Majestät.“

„Daß Dich der...!!“

Enttäuscht und verärgert trollte sich der König weiter. — Aber, siehe da, nachdem er so eine Weile durch den jungfräulichen Wald dahingewandert war, fand er tatsächlich das, wovon er so lange bei sich im Stillen geträumt hatte: unter hohen alten Bäumen winkte einladend die verlassene, kleine Hütte eines Holzfällers oder sonstigen Waldbewohners, deren ganze Einrichtung aus einem winzigen Konzertflügel, einem Bett mit Sprungfedermatratze und einem halben Dutzend Korbsesseln bestand. Nicht einmal Teppiche oder Vorhänge gab es in diesem Heim genügsamer, stillzufriedener Armut.

Der König klatschte vor Freude wie ein Schuljunge in die Hände und fand, daß diese Behausung seinen Ansprüchen genüge.

Nach und nach machte sich aber doch der Hunger fühlbar

„In dem Bach, der da hinterm Hause vorbeifließt, werden sicher Fische sein,“ dachte der König. „Wenn man sie nur fangen könnte! Aber mit was?“ Er senkte nachdenklich den Blick und stieß gleich darauf einen Freudenruf aus: wenige Schritte vor ihm lag im Grase eine Angelrute, die irgend jemand dort wohl mal vergessen oder verloren hatte. Der König ergriff sie und eilte mit ihr zum Bach. An dessen Ufer lag ein prächtiger, in der Mitte leicht ausgehöhlter Stein, auf dem sich fast so bequem sitzen ließ wie in einem Sessel. Schnell warf der König seine Angel aus, mitten hinein in das dichte Uferschilf und — welche Freude! — als er sie nach kurzer Wartezeit wieder herauszog, hing am anderen Ende ein großer schillernder Fisch. Zur großen Verwunderung des Königs war dieser Fisch allerdings bereits fix und fertig geschuppt und ausgenommen, und dieser gewiß nicht alltägliche Fall stimmte den König nachdenklich. Da er zu einem abschließenden Ergebnis mit sich selbst aber nicht kommen konnte, warf er schließlich die Angel zum zweiten Male aus und, siehe da? nach der üblichen Wartezeit kam abermals ein prächtiger Fisch zum Vorschein, der aber diesmal schon mit Gewürz und Lorbeerblättern gefüllt war und obendrein sogar eine Zitrone im Maul trug.

„Eine merkwürdige Rasse scheint das hier zu sein,“ murmelte der König vor sich hin, während er mit seinen zwei Fischen zur Hütte zurückging.

Im Herd knisterte bereits ein lustiges Feuer.

„Nanu, wie kommt denn das da her? Hm... oder sollte ich vorhin etwa im Versehen ein brennendes Streichholz weggeworfen haben? Sonderbar jedenfalls...“

Der König bereitete seine Fische zu, verspeiste sie voller Behagen und beschloß dann, einen weiten Spaziergang zu unternehmen. Kein Wunder, daß ihn nach dem starkgewürzten Fischgericht mit der Zeit ein gehöriger Durst überkam. Er blickte sich suchend um, vermochte nichts zu entdecken, hörte aber plötzlich zu seiner Freude ein leises Glucksen und Rieseln, wie wenn ein Quell in geringer Höhe aus dem Gestein niederfällt. Der dürstende Wanderer ging dem Geräusch nach, entdeckte auch wirklich ohne sonderliche Mühe den Quell, beugte sich gierig darüber und ... sprang in höchster Verblüffung ein paar Schritte zurück. Das Quellwasser war süß, von ausgesprochenem Zitronengeschmack, und richtig — seitlich an dem Gestein blinkte auch schon eine kleine Messingtafel mit der Aufschrift: „Sterilisiert. Unter

ausschließlicher Verwendung von gekochtem Wasser und nur besten Zutaten." Der Blick des Königs verdunkelte sich und sein Antlitz wurde finster und traurig. Er kehrte dem Zitronenquell stillschweigend den Rücken und wanderte weiter, immer im Schatten herrlicher alter Obstbäume, deren Aeste sich unter der Last der Früchte bogen. Er streckte die Hand unwillkürlich nach einem besonders schönen Apfel aus. Aber der Apfel hing zu hoch. Der König stellte sich auf die Fußspitzen... Der Apfel seinerseits neigte sich ihm ebenfalls entgegen, zuckte plötzlich merkwürdig und fiel, vom Stengel losgelöst, in des Königs geöffnete Hand. Der etwas kurzsichtige König merkte dabei nicht, daß der Apfel mit einem Draht verbunden war, der sich irgendwo im Blattwerk verlor; etwas aber merkte er doch und zwar, daß der Apfel bereits geschält, und sogar das Gehäuse fein säuberlich entfernt war.

Der König schleuderte den Apfel wütend ins Gebüsch und ging seiner Wege weiter. Unterwegs zerknüllte er nervös in der Hand das Batisttuch, das sich auf geheimnisvolle Weise in seinem groben Bauernwams angefunden hatte, erhob seine armen, traurigen Augen zum Himmel und — ließ dabei unversehens sein Taschentuch fallen.

Im gleichen Augenblick erschien auch schon aus dem dichten Gebüsch hervor eine Hand, die dem König das Tuch ehrerbietig entgegenreichte.

„Ha, habe ich dich, Schurke!" brüllte der König wütend, indem er die dienstfertige Hand festhielt. „So also macht ihr eurem König die Einsamkeit mundgerecht!"

Er zog den am anderen Ende der Hand hängenden Lakai vollends hervor, schrie ihn an, stampfte mit den Füßen auf und warf sich schließlich in einer gelinden Nervenkrisis schluchzend ins Moos, auf das er mit beiden Fäusten wütend einhämmerte.

„Ueberall, wohin ich blicke, Schwindel und Betrug, Rucksäcke aus Seidensammet und Wandersteckn aus Rosenholz!"

Um den schluchzenden König hatte sich ein dichter Kreis von ehrerbietig schweigenden Schranzen und Lakaien versammelt.

„... lieber den Tod!" schrie der König, seiner Sinne nicht mehr mächtig. „Im Wellengrab erst winkt mir die Ruhe! Hier geblieben! Daß niemand wagt, mir zu folgen!"

Und er rannte in mächtigen Sätzen dem nahen Flusse zu.

Aber so schnell er auch rennen mochte, — die Schranzen und Lakaien rannten immer noch um einiges schneller...

Der König kam zum Ufer des Flusses und blieb erstaunt stehen: unmittelbar vor sich sah er eine bequeme Angelstelle mit einigen Stufen, die zum Wasser hinabführten. Die Angelstelle war mit frischen Blumengirlanden und einem Willkommensgruß geschmückt, während die zum Wasser führenden Stufen mit kostbarem, rotem Tuch ausgeschlagen waren.

Der König runzelte die Stirn.

„Was soll denn das hier vorstellen?" fragte er streng.

Der Oberzeremonienmeister trat vor ihn hin.

„Eine würdige Stätte für Ew. Majestät Allerhöchsten Selbstmord. Wir sind tiefunglücklich, daß es uns nicht möglich gewesen ist, das Wasser bis auf die Temperatur des täglichen Morgenbades vorzuwärmen, aber die Zeit war leider zu knapp bemessen..."

Der König ließ sich in das Gras sinken (übrigens auch in kein Gras, denn man schob ihm auf der Stelle einen echten, alten Perserteppich unter) und weinte still und verzweifelt in sich hinein, während alle Umstehenden ehrerbietig und geduldig in tiefem Schweigen verharrten...

Nach einer Weile aber stand der König auf, wischte sich die Tränen weg und ließ den Leidensblick aus seinen Märtyreraugen langsam rundum im Kreise wandern:

„Da... freßt mich meinetwegen mit Haut und Haar!" sagte er, in sein Schicksal ergeben.

Und sie führten ihn voller Jubel heim in das Schloß...

Drei Menschen unter Wölfen

Skizze aus Sibirien von Luise Roessink.

Auf dem Fahrweg, der von Murynsk nordwärts führte, glitten in rascher Fahrt zwei Schlittengespanne vorwärts. Die Bespannung, drei Pferde gegen eines, war zu ungleich, so daß bald der Augenblick da war, in dem der zweite Schlitten, von einem livrierten Kutscher gelenkt und im Innern einen in dicke, kostbare Pelze gehüllten, vornehm aussehenden jungen Herrn bergend, unter Aufwirbelung einer Schneewolke an dem ersten Gespann vorbeiraste, das seitwärts ausbog.

„Mein Gott, er ist es," murmelte die junge Bäuerin, die in Felle und Decken eingehüllt in dem zurückbleibenden Schlitten saß, „o, alle Heiligen, er ist es!"

Angst in den Mienen lauschte sie dem wegsterbenden Schellengeläute. Ihr Blick fiel auf die breite Schulter des Mannes, der vor ihr saß und den Schlitten lenkte. Eine Weile noch zögerte sie, hilflos; dann trieb die Angst.

„Alexej!" Der junge Mensch in der Tracht der Pelzjäger dieses Landstriches wandte halb den Kopf:

„Was ist Sonja? Der Schlitten? Ja, welch ein Gefährt und was für Pferde! Eine Pracht!"

Die Frau bog sich nach vorn, so daß sie fast neben ihm saß, und umklammerte seine Schultern.

„Alexej! Ich habe Angst! O, Alexej!"

Mit einem Ruck drehte der Mann sich um und legte ein wenig verwundert den Arm um sie.

„Vor Wölfen, Sonja? Wer wird sich vor Wölfen ängstigen!"

„Nicht vor Wölfen, Alexej. Oder doch — auch Menschen können wie Wölfe sein." Stockend begann sie zu erzählen: Vor Jahresfrist etwa habe Fedor, der Sohn des Pelzhändlers Pscheschoff, ihr nachgestellt. Sie habe ihn abgewiesen. Danach habe sie ihn nicht wiedergesehen, bis sie ihn gestern abend auf der Straße in Murynsk wiedererkannte. Und plötzlich habe sie sich der letzten, drohendhochmütigen Worte erinnert, die er vor Monaten zu ihr gesprochen:

„Der Tag wird kommen, Sonja, an dem du willst, so wie ich will!"

Alexej, der schweigend zugehört hatte, deutete nach vorn.

„Er war es, ja, er war es!" sagte die junge Frau mit bebender Stimme.

„Sonja", sagte Alexej und sah in das Weiße ihrer Augen, „hast du ihn lieb gehabt?"

„Nein, Alexej. Nie; weder gestern noch heute. Nur dich!"

„Sonja!"

Er beugte sich zu ihr nieder, und sie küßten sich. —

Der Wallach verfiel wieder in Trab. Das viel schnellere Gefährt Pscheschoffs war in dem Wald, der sich in der Ferne düster aus der weißen Landschaft abzuheben begann, verschwunden. Alexej knallte mit der langen Peitsche:

„Vorwärts, Iljo!"

Nach einer Viertelstunde erreichten sie den Hohlweg, der durch die Tannen lief. Von dem anderen Schlitten war nichts mehr zu entdecken. Kein Schellengeläute mehr; nur der Wind, der leise in den Wipfeln der Bäume spielte, unterbrach die einsame Stille.

„Hast du Angst, Sonja?"

„Ja, Alexej."

„Das ist so in den Tannen, Sonja, wenn der Wind spielt. Pscheschoff ist weit weg. Noch anderthalb Werst, dann kommt die Wegkreuzung und der Wald liegt hinter uns."

Kaum waren die Worte gesprochen, als ein heftiger Anprall erfolgte. Jäh hob sich der Schlitten auf die Seite und stürzte. Undeutlich, wie eine Vision, sah Alexej, daß die Eisen gegen einen auf dem Wege liegenden Baumstamm gefahren waren. Zitternd hing das Pferd im Geschirr. Alexej tastete um sich und begann zu fühlen, daß er im Schnee lag, als ihn ein Schrei emporschreckte:

„Hilf, Alexej, hilf, hilf!"

Die Umrisse zweier Männer, von denen der eine eine Frau auf den Armen trug, sah er über den Weg eilen, dem Walde zu. Alexej, dem Jäger, wurde es rot vor den Augen, und der Instinkt, der ihn zum Handeln trieb, war der Instinkt eines reißenden Tieres.

Die Schnur der Peitsche, die neben ihm im Schnee lag, um die Hand gewickelt, daß Leder und Blei des Stiels ihm zur Waffe wurden, rannte er über die Straße. Ein Schuß knallte ihm entgegen. Pscheschoffs Begleiter hatte auf ihn geschossen. Betäubt stutzte Alexej einen Augenblick; verwundet war er nicht.

„Schuft!" Brüllend stürzte er vorwärts und schmetterte dem Angreifer im wilden Handgemenge wohl ein halbes Dutzend mal den schweren Peitschengriff auf den Schädel. Mit ein paar Sätzen war er bei Fedor, der sich, behindert durch die Last, die er trug, vergeblich bemühte, mit seinem Revolver zum Schuß zu kommen. Alexej hätte ihn niedergestreckt wie den andern, wenn nicht Sonja dabei gefährdet worden wäre. So schwang er seine Waffe seitwärts und führte von unten herauf einen wuchtigen Hieb nach vorn gegen die Unterschenkel, so daß Pscheschoff mit gebrochenem Schienenbein niederstürzte.

Alexej legte die halbtote Sonja in den wiederaufgerichteten Schlitten. In diesem Augenblick ertönte in einiger Entfernung kurzes, wildes Bellen. Die Pferde Pscheschoffs, die mit ihrem Schlitten, bereits gewendet, im verschneiten Unterholz verborgen gestanden hatten, spitzten die Ohren, warfen mit wüstem Ruck den Kopf in den Nacken und rasten mit dem Schlitten davon, in der Richtung nach Murynsk.

Angstvoll schnaubend machte Iljo, der Wallach, einen Sprung vorwärts, aber Alexej hatte bereits die Zügel ergriffen und beruhigte das Tier mit leisen Worten. Aufatmend stellte er fest, daß weder am Schlitten noch am Geschirr etwas Wichtiges

gebrochen war. Mit einer einzigen, kraftvollen Bewegung warf zu den Baumstamm zur Seite.

„Die Wölfe! Die Wölfe!" klang es da jämmerlich von der anderen Seite der Straße, wo Pschejchoff verzweifelte Anstrengungen machte, sich aufzurichten. Heiser war die Stimme, aus den weitgeöffneten Augen brach Todesangst.

Alexej schwankte. Wenige Sekunden nur; blitzschnell wechselten die Vorstellungen in ihm. Ein Hilfloser und Wölfe; aber ein Schurke, ein Mörder.

Lauter wurde das Bellen; Iljo war kaum noch zu halten. Wie er ihn haßte, den frechen Sproß des reichen Pschejchoff! Mag er umkommen, der Hund! Wölfe, gewiß, es war fürchterlich —, nein, es ging doch nicht. Und verwundet!

„Rette mich, rette mich doch!" flehte Fedor, der sich mit dem gebrochenen Bein mühsam auf den Schlitten zu bewegte.

„Komm!" sagte Alexej und half ihm in den Schlitten. Mit gelockertem Zügel schoß Iljo davon.

In der Tat waren Wölfe hinter ihnen. Sie mußten jetzt bei der Leiche des getöteten Begleiters Pschejchoffs angelangt sein. Es galt, den Kreuzweg zu erreichen, von wo aus der Weg bald aus dm Walde heraus und zum Dorfe hinführte. Da erklang plötzlich beängstigend nahe das furchtbare Heulen: wie eine große, graurostige Masse sah Alexej die Wölfe hinter dem Schlitten herrennen.

„Vorwärts, Iljo, vorwärts!"

Die Wölfe begannen sie einzuholen. Auf ein Zeichen Alexejs ergriff Fedor alles, was im Schlitten nicht niet- und nagelfest war und warf es auf den Weg.

„Schneller, Iljo!"

Der Abstand vergrößerte sich, um sich bald wieder zu verringern.

„Das Verdeck weg!" schrie Alexej.

Mit einem Beil hieb der Verwundete mühsam das Verdeck des Schlittens ab; mit großer Heftigkeit landete es in gestrecktem Fluge mitten in der Wolfsmeute, mehrere Tiere verwundend, über die die anderen sofort gierig herfielen. Doch allzu rasch schnellte ein Teil der Verfolger wieder dem Schlitten nach; drei, vier der gewandtesten Läufer jagten zuletzt an dem Pferde vorbei. Die drei Menschen und das Pferd saßen zwischen zwei Feuern.

Wenn sie nur schießen könnten! Aber Fedor, dem der Revolver in den Schnee gefallen war, hatte in seiner kopflosen Angst an nichts mehr gedacht. Schmerzlich glitt Alexejs Blick über die bebend im Schlitten hockende Gestalt Sonjas. Er preßte die Lippen zusammen.

„Nein, ich will nicht," verwarf er dann den aufsteigenden Gedanken sogleich wieder.

„Alexej," ertönte da die Stimme Fedors, „ich weiß, was du denkst. Ich will es tun. Es muß sein. Es ist meine Schuld, daß die Gefahr gekommen ist. Und ich habe dich töten wollen. Ich war feige, als ich vorhin dein Mitleid erflehte. Ich will es nicht mehr. Schlecht war ich; feige will ich nicht sein. Dort ist die Kreuzung; fahr' zu! Leb wohl, Sonja!"

Alexej hatte in einer Art Betäubung zugehört. Er sah, wie Fedor, da das kranke Bein ihm ein Ueberklettern nicht erlaubte, sich mit dem Oberkörper weit über die Rückwand des Schlittens lehnte, und, wie der Oberkörper sich langasm hob wie der Arm einer einseitig belasteten Wage...

„Sonja!" schrie er auf. Die Frau fuhr aus dumpfem Brüten auf. Dann war sie sofort hellwach und warf sich instinktiv auf dem Mann, der im Begriff war, sich zu überschlagen und aus dem Schlitten zu stürzen.

„O, heilige Mutter!" stöhnte sie auf und begann, Fedors Knie umklammernd, laut zu beten. Dazwischen erklangen, ununterbrochen und mit höchstem Andrang, die Zurufe Alexejs, der jetzt dem Tier die Zügel freiließ und die letzten Kräfte aus ihm herausholte.

Und das Geschick war ihnen gnädig. Hart hinter der Kreuzung stießen sie auf einen Schlitten in eilender Fahrt, besetzt mit Jägern und Bauern aus dem Dorfe, die das Schießen gehört atmete auf, bekannte Stimmen riefen seinen Namen, Schüsse blitzten und krachten, — dann parierte er das Pferd und fühlte sich von Freundesarmen vom Schlitten gehoben.

Sie waren gerettet.

Fedor blieb eine Woche im Dorf, ehe er nach Murynsk zurückfahren konnte. Alexej und Sonja haben kein Wort mit ihm gewechselt. Nicht aus Haß. Sie haßten ihn nicht mehr. Aber das ungeheure Erleben zu Dritt brauchte Zeit, ehe die einfachen Menschen es verarbeitet hatten. Zu heftig war diese Erschütterung. Als aber Sonja, die Frau, dem Scheidenden die Hand hinaufreichte, in dem Schlitten, sah Alexej wortlos zu, ohne sie zurückzurufen.

Das Denkmal

Von Peter Scher.

Ein sonderbar geformter Hund, der Doktor Simmelmanns Interesse erregte, jagte in der Maximilianstraße kreuz und quer über den Damm; eine innere Unruhe schien ihn zu verzehren. Endlich machte er vor einem der vielen in dieser Gegend angebrachten Denkmäler halt, schwankte einen Moment, kam aber doch zum Entschluß und tat am granitnen Sockel das Seine.

„Ein ungewöhnlich schönes Exemplar englischer Züchtung," sagte der Doktor, indem er dem mit weitausholenden Sätzen hinwegjubilierenden Tier nach — und unwillkürlich zum Schauplatz seiner Tätigkeit zurückblickte — „ah, siehe da!"

Er hatte, vom Sockel des Denkmals mit den Augen emporgehend, die Tafel mit der Inschrift und noch weiter oben die wohlbeleibte Gestalt einer kriegerischen Heldenfigur erfaßt, die gewöhnlich vom Laub der umstehenden Bäume verdeckt, nun aber frei geworden war.

„Ah — siehe da!" wiederholte Doktor Simmelmann und legte nachdenkend die rechte Hand in die Stirn.

„Wer ist der wohlbeleibte Herr?" fragte ich, nun ebenfalls die bronzene Veranstaltung mit einigem Interesse betrachtend.

„Lesen Sie," sagte Simmelmann kurz und denkerisch abwesend.

Und ich las:

Benjamin Thompson, Graf von Rumford — ohne mir im Zustande meiner bedauerlichen Unbildung irgend etwas dabei denken zu können. Welches ich Simmelmann — wenn auch etwas kleinlaut — zugab.

Er hatte die Freundlichkeit, seinen Denkprozeß zu unterbrechen und bereitwillig, wie immer, in seinem inneren Lexikon den Buchstaben R aufzublättern.

„Rumford," begann er monoton, wie ein Medium in Trance, „geboren 1753 in Massachusetts, kam in jungen Jahren nach England, trat in die königliche Miliz ein, erhielt 76 eine Anstellung im Kriegsministerium, kehrte 82 nach Amerika zurück und errichtete dort ein Reiterkorps."

„Grund genug, ihm in der Maximilianstraße zu München ein Denkmal zu errichten," warf ich mit fortschrittlicher Gehässigkeit ein.

Aber der Doktor wies mich mit einer Handbewegung zur Ordnung.

„Darüber später," sagte er ein bißchen wegwerfend. „Was mich interessiert, um nicht zu sagen verblüfft, ist dies: seit Jahren geh ich hier fast täglich vorüber; nie ist mir eingefallen, das Denkmal eines Blickes zu würdigen. Da kommt dieser Hund — dieser Hund," — er blieb stehen und unterstrich den Ausruf, indem er energisch mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft stach —, „und bringt mich auf seine Art dazu, das Monument zu beachten."

„Fügung!" murmelte ich, aber Simmelmann wischte meinen Versuch einer Einmischung mit der Hand weg und fuhr fort: „Ein Rassehund rein englischer Züchtung bringt mich dazu, mich mit einem General und Staatsmann rein englicher Züchtung zu befassen!"

„In der Tat— sozusagen okkult..."

Doktor Simmelmann nahm schweigend meinen Arm. Er hatte eine bezwingende Art, meinen Mangel an Niveau zu übersehen, mich in die Position eines ahnungslos plappernden Kindes zu dirigieren, ohne dadurch den quellenden Strom seines profunden Wissens im mindesten abzudämmen — im Gegenteil.

„Beachten Sie, was ich Ihnen sage," begann er, nun schon ganz dem Gegenstand hingegeben. „Die Erscheinung dieser geschichtlichen Gestalt wird uns heute den ganzen Tag nicht wieder loslassen. Sie sehen in Rumford — soviel ich beurteilen kann —die einzige Abenteurererscheinung jener Tage, die aus Amerika nach Europa herüberspielt... die in Amerika wirksam gewordenen großen Abenteurer sind bekanntlich umgekehrt Europäer gewesen, Franzosen, Engländer, Deutsche..."

„Sehr interessant," sagte ich — wie ich gestehe, leicht beunruhigt —, „aber warum, bitte, steht er in München, in der Maximilianstraße?"

Der Doktor enthenkelte seinen Arm und legte die Hand an die Stirn.

„Einen Moment," sagte er und versank genau so lange, daß ich einer entgegenkommenden hübschen Frau mittels Tiefblick suggerieren konnte, sie möge mich am Abend erwarten.

Es war Doktor Simmelmanns Frau, und sie war wohl nicht ganz zufällig um diese Zeit hier vorbeigekommen.

Wie erwartet traf sichs auch, daß sie längst vorüber war, als er, aus lexikalischen Tiefen auftauchend, zu rezitieren begann: „1784 trat Rumford als Staatsrat in bayrische Dienste. Er entfaltete eine reiche Tätigkeit sozial-humanitärer Art. Auch legte er den englischen Garten an."

"Ausgezeichnet," sagte ich, und der Himmel möge verzeihen, daß sich bei dem Begriff Englischer Garten sofort die Assoziation zur Gattin des Vortragenden einstellte.

Der Doktor ignorierte meinen albernen Einwurf selbstverständlich und fuhr fort: „Aber was ihn unserem Lande vorwiegend denkwürdig — und denkmalswürdig — macht, ist dieses: er organisierte die bayrische Armee, wofür er denn auch 1792 vom Kurfürsten in den Grafenstand erhoben wurde."

Nun war ich es, der seinen Arm aus dem des Doktors enthenkelte.

„Einen Augenblick," sagte ich — und bewies, wie ich schamvoll erkenne, in der törichten und gefühlsmäßigen Art meiner Betrachtungen abermals meine Unfähigkeit zur Geschichtsklitterung —, „einen Augenblick, lieber Doktor: Herr Thompson, wie er damals noch hieß — kam also aus Amerika nach London, wo er der, wie Sie richtig bemerkten, reinrassigen Militärdressur unterworfen wurde, ging wieder nach Amerika, wurde von Bayern engagiert, um eine Armee zu organisieren, deren höhere Bestimmung war, für Napoleon zertrampelt zu werden. Wirklich ein Verdienst, das eines Denkmals in der Maximilianstraße in München würdig ist."

Einen Augenblick war es still. Der Doktor schnappte einigemal mit dem Mund, und ich genoß den billigen Triumph eines von der Aufklärung angefressenen Charlatans über einen Historiker, dem das Wissen um die Zwangsläufigkeit alles Geschehens jene eherne Sicherheit verleiht, welche — —

Aber schon hatte er sich — und mich — wieder in der Hand. „Letzten Endes", sagte er mit jener Milde, die den Unmündigen erbarmungsloser festnagelt als es die schroffste Entgegnung vermöchte —, „letzten Endes sind die Kurfürsten durch Napoleon zu Königen geworden! Man muß die Dinge nur in großen Zusammenhängen sehen, lieber Freund!"

„Und das ist nun das Bleibende an unserem Rumford," fragte ich geduckt.

Noch einmal tauchte Simmelmann in die unergründliche Tiefe seines inneren Lexikons:

„Rumford erfand auf der Höhe seines Wirkens eine aus allerlei billigen Stoffen bestehende nahrhafte Suppe, welche noch heutigen Tages — im Volksmund Rumfutsch genannt — beim Militär und in Gefängnissen, wenn auch nicht sonderlich beliebt, so doch als zweckmäßig anerkannt ist."

„Bei Gott," sagte ich —, „Rumfutsch . ja natürlich — ich habe als Soldat kaum einen Kameraden gekannt, dem bei der bloßen Erwähnung dieser Suppe nicht übel geworden wäre."

Etwas gereizt sagte der Doktor: „Es ist nicht leicht, ernsthaft mit Ihnen zu diskutieren. Immerhin Glauben Sie etwa, daß die Soldaten so wehrfähig geworden wären, wenn Rumford für sie die — Gänseleberpastete erfunden hätte?"

Und ich Dilettant erwiderte — und kam mir dabei auch noch überlegen vor —: „Nein, aber dann wäre den Bayern vielleicht erspart geblieben, sich für Napoleon zusammentrampeln zu lassen.

Ich sah seinen Zeigefinger erregt in die Luft stoßen, aber nun war ich schon einmal so borniert, keine geschichtlichen Zusammenhänge mehr gelten zu lassen und schloß mit verbissenem Trotz: „Gänseleberpastete! Wer würde dem Erfinder der Gänseleberpastete das prächtigste Denkmal nicht gönnen?"

20000 Grad Celsius

Künstliche Sterntemperaturen.

Die Astronomie hat die Temperatur der einzelnen Gestirne bekanntlich ziemlich genau mit Hilfe komplizierter Berechnungen festgestellt. Eine experimentelle Kontrolle ist nur dadurch möglich, daß man künstlich die errechneten Temperaturen herstellt. Die Astronomen haben sich deshalb vielfach auf das Gebiet der experimentellen Physik begeben, und versucht, solche gewaltigen Temperaturen herzustellen, um an diesen in der Nähe die notwendigen Beobachtungen anzustellen, die an den Gestirnen bisher stets nur mit einem gewissen Unsicherheitsfaktor, der in der Entfernung liegt, angestellt werden konnten. Besonders die amerikanischen Astronomen haben ihr Interesse dieser Kontrollmethode zugewandt und sich bemüht, Gestirntemperaturen im Laboratorium herzustellen. In der Tat ist ihnen die Herstellung solcher Temperaturen, allerdings nur für Bruchteile von Sekunden, gelungen.

Wir alle kennen die ungeheuren Temperaturen, die bei dem Vorgang entstehen, den wir elektrisch einen „Kurzschluß" nennen. Die Kurzschlüsse hat man in den astronomischen Laboratorien benutzt, um Temperaturen von vielen Tausend Grade herzustellen. Man hat einen Strom mit einer Spannung von etwa 40 000 Volt durch einen feinen Metalldraht geleitet. Da dieser Metalldraht nach dem Gesetz der Elektrizität infolge seines geringen Querschnittes einen außerordentlich starken Widerstand für den hochgespannten Strom darstellt, so prallt der hochgespannte Strom gewissermaßen mit furchtbarer Wucht im Augenblick, in dem der Stromkreis geschlossen wird, auf diese haardünne Metalldrähtchen. Der Strom beginnt zu schwanken, bald vorwärts, bald rückwärts zu stoßen in einem Wechselstrom, der mit der Geschwindigkeit von 60 000 Vor- und Rückschlägen in der Sekunde auf den Metalldraht einstürmt. Sie sieht das Experiment theoretisch aus. In der Praxis spielt dieser Vorgang, bei dem sich plötzlich in dem Draht, der feiner als ein Haar ist, die elektrische Spannung vereinigt, mit der man eine ganze Stadt erleuchten könnte, so ab, daß im Bruchteil einer Sekunde ein Blitz entsteht, der von einem furchtbaren Knall begleitet wird. Von dem Draht ist auch nicht ein Atom mehr aufzufinden. Mehr kann selbstverständlich das menschliche Auge an diesem Vorgang nicht beobachten. Alles andere müssen komplizierte technische Apparate vornehmen und sorgfältig registrieren. Man photographiert diese Explosion mit Hilfe eines komplizierten Spiegelsystems, und dabei hat sich gezeigt, daß das Drahtfäserchen sich in einem Zeitabschnitt, der vielleicht den 25 tausendsten Teil einer Sekunde beträgt, beim Einschalten des elektrischen Stromes in einen zarten Faden aus weißglühendem Dampf verwandelt. Da der Stromkreis ebenso schnell unterbrochen ist, kühlt sich der Dampf wieder ab, sein Leuchten vergeht und alles ist wie durch einen Zauberschlag in Nichts verschwunden. Dieser physikalische Vorgang stellt in der Tat nichts anderes, als eine ungeheuer schnelle, gewaltige Erhitzung dar. Da man die Eigenschaften der Metalle ziemlich genau erforscht hat, so weiß man ziemlich genau die Temperaturen, die einen solchen Vorgang begleiten. Der weißglühende Dampf eines Eisendrahtes, der auf diese Weise durch den hochgespannten elektrischen Strom völlig aufgelöst wird, besitzt etwa eine Temperatur von 3000 Grad Celsius. Das ist aber keineswegs die Höchsttemperatur, die man bei einem solchen Vorgang mit Hilfe entsprechend feiner Drahtwiderstände erzielen kann. Die Messungen der Temperatur sind natürlich nur möglich durch Rückschlüsse, die man aus der Helligkeit des ausgestrahlten Lichtes zieht. Die amerikanischen Astronomen haben bei ihren Experimenten das Spektrum einer solchen künstlichen Verbrennung festgestellt und dabei errechnet, daß die beobachteten Lichtstärken dem Spektrum von Himmelskörpern entsprechen, bei denen man die Temperatur auf 20 000 Grad Celsius errechnet hat. Damit ist der Beweis erbracht, daß man wenigstens für Bruchteile von Sekunden in der Lage ist, so gewaltige Temperaturen herzustellen, wie die Gestirne sie aufweisen.

Merkworte:

Das ist die Art der meisten Leute, alles überflüssig zu finden, woran ihnen der Bezug nicht auffällt, und da trifft das Verdammungsurteil oder der Spott dann gar oft die Walze in der Mühle.

*

Der Geißelstreich des Schmerzes erreicht mehr als der Keulenschlag des Zornes.

*

Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, sie wird immer eine Tagseite und eine Nachtseite behalten.



„Hans — jetzt tanze ich schon zum drittenmal mit dir. Glaubst du jetzt, daß ich dich liebe?"

„Wieso? Ist das ein Beweis für deine Liebe?"

„Ganz gewiß! Du solltest dich einmal tanzen sehen!"